

Jörn Rösen

Utopie neu denken

Plädoyer für eine Kultur der Inspiration

Kommt, von allerreifsten Früchten
Mit Geschmack und Lust zu speisen!
Über Rosen läßt sich dichten,
In die Äpfel muß man beißen.«
Faust II

Das Thema Utopie hat derzeit keine Konjunktur. Statt utopischen Überschwangs regiert allenthalben Pragmatismus. Die schwierigen Probleme in Politik, Gesellschaft und Kultur – der Umbau des Sozialstaats und der Konflikt der Kulturen, die Regelung des Machtungleichgewichts im Staatensystem und das wachsende Gefälle zwischen Nord und Süd, die drängenden Umweltprobleme und die Leichtfertigkeit des Umgangs mit ihnen – verlangen konkrete und wirksame Lösungen und nicht utopische Gegenbilder einer heilen Welt. Mit Lebensformen, die heutzutage ihre Zukunftsfähigkeit einzubüßen beginnen, sind auch die einst in sie eingegangenen Sehnsüchte und Hoffnungen obsolet geworden. Das Vertrauen in die Regelungskompetenz des Staates ist geschwunden. Die ökonomische Sphäre der Märkte hat sich mehr denn je dem staatlichen Zugriff entzogen und ihre zügellose Dynamik bietet eher Anlaß zu Kritik, als daß sie noch Potential der Hoffnung auf Wohlstand für alle wäre. Erhebliche Veränderungen in den Lebensumständen (zum Beispiel demographischer Art) führen zu neuen Unsicherheiten und generieren einen deutlichen Handlungsbedarf. Bislang ist es jedoch nicht gelungen, diese Unsicherheiten durch ein übergreifendes, inspirierendes und konsensfähiges Ziel einer neuen Lebensform zu kompensieren. Der gebieterische Pragmatismus problemlösenden Handelns paart sich mit einer eigentümlichen Abwesenheit handlungsstimulierender Vorstellungen, die ein adäquates Pendant zu den obsolet gewordenen kulturellen Leitvorstellungen der Nachkriegszeit darstellen könnten.

Hinzu kommt, daß utopische Handlungsentwürfe, die sich dem Ideal der Machbarkeit menschlicher Lebensverhältnisse verdanken, ihren Glaubwürdigkeitskredit verspielt haben. Dort, wo Utopien in machtbewußtes Handeln eingegangen sind, haben sie verheerend gewirkt: Die handlungsleitende Idee machbarer Menschlichkeit ist zum Schrecken erfahrener Unmenschlichkeit geworden.

Neu nach Utopie fragen

Warum sollte heute wieder über Utopie geredet werden? Die Antwort lautet schlicht und einfach: Weil sie totgesagt wurde und doch zum Leben der Kultur gehört. Und weil sie die ihr gemäße Sprache immer neu entwickeln muß

Im großen Epochenjahr 1989 wurde sie als erledigt und abgetan erklärt, und das galt als großer geistiger Fortschritt. Das ›Ende der Utopie‹ wurde zum wirksamen Schlagwort. Das hatte gute Gründe: Mit den sozialistischen Staaten in Europa fand ein politisches Experiment ein klägliches Ende, in dem es erklärtermaßen darum gehen sollte, utopische Ziele praktisch zu realisieren. Die Wirklichkeit wurde nicht utopisch – ins reine Reich der Möglichkeiten – übersprungen, sondern sie sollte utopie-konform umgemodelt werden. Das hatte schreckliche Folgen: Die Wirklichkeit ließ sich nicht einfach ummodellieren, und sie schlug unerbittlich zurück. Der Versuch, eine utopische Vorstellung von der endgültigen Befreiung des Menschen von Unterdrückung und Not zu realisieren, führte zum Gegenteil, zu Unterdrückung, Mord und Elend. Die andere Schreckenserfahrung des 20. Jahrhunderts, der Nationalsozialismus, läßt sich ähnlich interpretieren. Auch er trägt die Züge einer utopiegeleiteten Politik.

Ist mit diesen bedenklichen Versionen des Utopischen als Entwurf von Praxis, als Oktroy des Möglichen in das Wirkliche, die Utopie schlechthin dahin? Von ihren Adepten wurden sie als ›Realutopien‹ verstanden, – eigentlich ein Widerspruch in sich selbst. Darin lag ihre verhängnisvolle Wirkung. Demgegenüber wäre nach dem *eigentlich Utopischen, das eben keinen Ort in der Realität hat*, zu fragen. Denn es ist kaum denkbar, daß die Kultur auf eine geistige Bewegung ins ganz Neue und Andere ernsthaft verzichten kann.

Das scheinbare ›Ende der Utopie‹

Die Utopiekritik hat überzeugend und nachdrücklich darauf hingewiesen, daß klar zwischen einem realistischen Pragmatismus, der das Gegebene nüchtern zur Kenntnis nimmt, und dem Sprung ins ganz Andere zu unterscheiden ist. Setzt man beides in eins, wird die nüchterne Praxis unrealistisch, und zugleich verliert die Utopie ihr Kostbarstes, eben ihren ortlosen Charakter, ihre ideelle Inspiration und ihre idealtypische und uneinholbare Konstruktivität.

Die neuzeitliche Kultur ist immer wieder dieser Vermischung der Sphären zum Opfer gefallen. Am Anfang stand mit Thomas Morus' ›Utopia‹ von 1516 die Vision eines nach Vernunftprinzipien geordneten idealen Gemeinwesens. Morus hat von einem Spiel gesprochen,

mit dem er der bitteren Erfahrung von Unterdrückung und Not seiner Zeit den Spiegel vorhielt. Hat er sich schon vorstellen können, man würde aus diesem Spiel blutigen Ernst machen? Dieser Schritt zur zwanghaften Verortung utopischer Ideale in der Wirklichkeit wurde immer wieder versucht. Dabei wurde geradezu zwangsläufig der Gedankensprung ins ganz Andere, der die Augen für Möglichkeiten öffnen sollte, zur handlungsverzerrenden Realitätsblindheit.

Nicht wenige haben den Prozeß der Modernisierung im Lichte einer solchen Dialektik des Utopischen interpretiert. Daß es zu den Schrecken des 20. Jahrhunderts gekommen ist, wurde nicht selten auf die Wirkkraft dieser Vision der Machbarkeit des Wünschbaren zurückgeführt. Das utopische Denken der Neuzeit, das als Machbarkeitswahn verendet und zugleich als Traum von der Vernunft zu sich selbst gekommen sein soll, ist in den Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die im Namen letzter und höchster Ziele begangen und legitimiert wurden, eingegangen.

Muß man im Umgang mit utopischem Denken nur den Schrecken solcher Verblendungen beschwören, um vor seiner Wiederholung in der Zukunft zu warnen? Sollte also die Vision vernunftgeleiteter Praxis aufgegeben werden? Sollte der Kultur der Stachel der Grenzüberschreitung gezogen werden?

Max Weber hat einmal politisches Handeln als »ein starkes langsames Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich« charakterisiert. Beides ist notwendig: Augenmaß, das die Wirklichkeit so wahrnimmt, wie sie ist, und Leidenschaft, die über das Gegebene entschieden hinausführt. Politik ohne Leidenschaft ist handlungsschwach, Leidenschaft ohne Augenmaß führt in die Irre.

Von Utopie ist zu reden, weil die gegenwärtige Lage durch zuviel Augenmaß und zuwenig Leidenschaft gekennzeichnet ist. Der Status quo scheint zum Fetisch der Unüberwindbarkeit von Handlungsgrenzen geworden zu sein; der Blick über die Grenzen des Gegebenen hinaus aufs Neue und Andere hat an Kraft eingebüßt und schafft es kaum, menschliches und staatliches Handeln mit dem Sinn für Veränderung kulturell aufzuladen.

Politik und Gemeinwesen werden heutzutage in den westlichen Gesellschaften wahrlich nicht von utopischen Zukunftsentwürfen bewegt. Wo sind die wegweisenden Ideen für Reformen, Aufbruch und mutige Orientierung in einer Welt, die zunehmend nach neuen Orientierungen verlangt?

Ähnliches scheint für die Wissenschaften zu gelten. Auch in ihnen kann das Utopische wirksam werden. Wissenschaft versucht, das noch nicht Gedachte zu denken und das Neue in Hypothesen, Konstruktionen und Theorien zu fassen. Wissenschaft als das Entwerfen von

Hypothesen kann als utopisches Verfahren gelesen werden. Wo man nicht mit Hypothesen entschieden übers Gegebene und Gewußte hinausgeht, kann es keinen Erkenntnisfortschritt geben. Das bewegte Meer der Annahmen, die vorläufig gedacht und als Vorläufige diskutiert werden, ist auch das Reich wissenschaftlicher Utopien und das Spielfeld des Utopischen in der Wissenssuche. Wo Fragen aufgeworfen werden und Antworten im Denken reifen, reißt der harte Panzer auf, der das Reich der Notwendigkeit und des Hergebrachten vor Veränderungen schützt.

Dieser Schritt ins Neue und Ungedachte war oft mit der Hoffnung und Vision verbunden, die menschlichen Angelegenheiten mit Vernunft regeln zu können, – mit der Vernunft, die die Wissenschaften in sich selbst wirksam sehen. Wo ist die utopiegeladene Leidenschaft für Vernunft im wissenschaftlichen Diskurs geblieben? Die Postmoderne hat ihr im flirrenden Schein des *anything goes* die Kraft zum Atmen genommen.

Wo ist die überzeugungsstarke Vision sozialer Gerechtigkeit geblieben? Sie verstummte im Chor der Apologeten ökonomischer Sachzwänge. Es scheint, als hätten wir den Willen zur Veränderung an die Fundamentalisten jeder Couleur abgegeben, die ihn nur destruktiv zur Geltung bringen können. Wir stehen ihnen gegenüber in der Defensive, solange wir keine motivationsstarken besseren Ideen zur lebendigen und menschlichen Gestaltung der Verhältnisse gegenüber den tödlichen ihrer Vernichtung haben.

Inspirationen, Visionen und Utopien als Lebenselixier der Kultur

Wie können wir das Utopische heute verstehen? Um auf die mentalen Kräfte visionären Denkens nicht verzichten zu müssen, bedarf es einer Neubestimmung, eines Andersartigen des Utopischen. Die bitteren Erfahrungen des 20. Jahrhunderts, daß utopiegesteuertes Handeln zu grauenhaften Menschheitskatastrophen geführt hat, müssen in dieser Neubestimmung systematisch berücksichtigt werden.

Meine Frage zielt ins Grundsätzliche: Soll nur dasjenige kulturell handlungsmotivierend wirken, was als machbar gilt? Dann wären Utopien in der Tat überflüssig geworden. Das Gegenteil aber dürfte zutreffen: Wir brauchen utopische Perspektiven unserer Welt, die über alles Machbare und Beherrschbare hinausgehen, um unserem Handeln einen tragfähigen Sinn zu geben. Wir müssen (nachts) träumen können, um (tagsüber) nüchtern und wachsam unsere Arbeit zu tun. So sollten sich Utopie und pragmatischer Realitätssinn zueinander verhalten.

Was wäre unser gestaltendes, kreatives Verhältnis zur Wirklichkeit ohne unsere Fähigkeit zur Fiktion? Allerdings muß die Rolle des visionären Denkens in unseren praktischen Lebensentwürfen genauer analysiert werden, eines Denkens, das über konkrete Bedingungen und Umstände des praktischen Handelns hinausgeht und Möglichkeiten des ganz Anderen und Besseren sinnfällig vor Augen führt.

Zunächst einmal geht es um Handlungsstimulationen: Was ist Politik ohne die Idee des Gemeinwohls, das sich an der Vision des Glücks für alle entzündet; was ist eine Politik ohne die Idee sozialer Gerechtigkeit, die sich bewußt gegen die Erfahrung von Ungleichheit stellt? Wie lassen sich Versagungen und Enttäuschungen aushalten, wie läßt sich Leiden ertragen, ohne daß es im Lichte seiner Überwindung zum Anstoß widerständigen Handelns wird?

Mit den Potentialen des Utopischen geht es um die inspirierende und phantasievolle Kraft des Überschreitens von hemmenden Grenzen, um *die geistige Kraft des Überschwenglichen in den kulturellen Deutungen und Sinnbestimmungen des menschlichen Lebens*. Ein solches Überschreiten und ein solcher Überschwang über alles Gegebene hinaus treten zu allen Zeiten und in allen Kulturen auf und erscheinen in höchst unterschiedlichen Gebilden: Sei es in der *Kunst* als Widerschein der Versöhnung, in der *Religion* als Heil über alles Leid hinaus und in der *Wissenschaft* als kontrafaktisches Regulativ herrschaftsfreier und vernunftgeleiteter Argumentation. Sei es in der *Technik* als Vision der Beherrschbarkeit der Natur nach selbstgesetzten Zwecken des Menschen oder in der *Politik* als Legitimationsquelle von Herrschaft im gemeinsamen Willen der Beherrschten, in der *Wirtschaft* als Glück der Bedürfnisbefriedigung und in der *Gesellschaft* als Entwurf sozialer Gerechtigkeit.

Dieses Prinzip des Transzendierens hat anthropologische Weite und Tiefe, es hat etwas Universelles und Grundsätzliches. Es zeigt sich im Lächeln eines Kindes, im Enthusiasmus der Liebe, in der Überwältigung durch ästhetische oder religiöse Erfahrung, in der Sehnsucht nach Freiheit und Glück, – kurz: es zeigt sich immer dann, wenn Menschen im Leiden und Handeln über das Gegebene des Hier und Jetzt entschieden hinausgehen und sich auf ein Anderes hin entwerfen, in dem sie sich selber finden wollen.

Die Kulturwissenschaften sind dazu da, die Deutungen zu erforschen, die die Menschen ihrer Welt und sich selber zuteil werden lassen müssen, um in ihr und mit sich leben zu können. Kultur ist der Inbegriff dieser Deutungen, und Sinn ist ihr Prinzip. Es gibt keine Kultur ohne deutende Überschwenglichkeit, keinen Sinn ohne grundsätzliches Überschreiten des Hier und Jetzt, der Umstände und Bedingungen der Lebenspraxis.

Die kulturelle Kraft des Überschwenglichen reicht auch in die wissenschaftliche Erkenntnis hinein. Sie ist in ihr als regulatives Prinzip vernünftigen Denkens, als kontrafaktische Verpflichtung auf rationale Argumentation wirksam.

Welche Rolle heute das Utopische als Modus des Überschwenglichen in den Sinnbildungen der Kultur spielen kann und soll, ist unklar und umstritten. Diese Unklarheit ist ein Problem. Denn sie schwächt die Kraft belebender und inspirierender Ideen, aber fördert Lähmung und Verdrossenheit. Politikverdrossenheit, soziale Stagnation, Erlahmen hoffnungsvoller Erneuerungsbewegungen sind allenthalben zu beobachten.

Demgegenüber steht eine konkrete Vermittlung von Utopie, Reform und Pragmatik an. Die Frage ist, wie sie geleistet werden kann. Reichen Utopien, die einen ungehemmten Fortschritt in Wissenschaft und Technik versprechen? Sie sind nach wie vor wirksam, allerdings rufen sie angesichts bislang unerhörter Möglichkeiten des Umgangs mit der Natur des Menschen starke ethische Bedenken, bei manchen sogar Schreckensvisionen einer neuen Barbarei im Namen des Fortschritts hervor.

Erinnern wir uns: Es ist noch gar nicht so lange her, daß die deutsche Öffentlichkeit heftig von philosophischen Überlegungen bewegt wurde, den Menschen selbst in seinem Menschsein zur Angelegenheit planender Umgestaltung und Zukunftsvorsorge zu machen und dabei die Tradition des Humanismus endgültig ad acta zu legen.

Mit dem utopischen Denken wird die Unruhe der Kultur angesprochen, die die Menschen immer über das je Gegebene ihrer Welt hinaus hat denken, wünschen, hoffen und fürchten lassen, um ihr Handeln an Gesichtspunkten der Sinnhaftigkeit zu orientieren. Welcher Sinn aber führt über die pure Reproduktion der gegenwärtigen Lebensumstände hinaus und eröffnet neue Horizonte? Wie haben wir ihn einzuschätzen, und wie sollen und können wir uns auf ihn einlassen?

Utopie als ›Unruhe‹ der Kultur hat einen Doppelsinn: Einen störenden, beunruhigenden, irritierenden sowie einen bewegenden, antreibenden und lebendigen.

(Aus der Einleitung von Jörn Rüsen zu dem von ihm zusammen mit Michael Fehr und unter Mitarbeit von Annelie Ramsbrock herausgegebenen Band Die Unruhe der Kultur – Potentiale des Utopischen, der im Frühjahr 2004 bei Velbrück Wissenschaft erscheint.)